

Dantes Geschlossenheit und unsere Zerrissenheit.

Nun sind wieder einmal am 14. September die Gedanken von Millionen aus allen Ländern der Erde nach Ravenna gewandert, vom Meer über die trostlose Sumpf ebene in die sterbensmüde Stadt, die der Friedhof ganzer Zeitalter byzantinischer und lateinischer Kunstartentwicklung ist, in die totenstille und meistens grashbewachsene Straße, wo die Minoritenkirche seit 600 Jahren die Gebeine Dantes birgt.

Fast unerträglich scheint der Widerspruch zwischen der spielenden Zierlichkeit des im 18. Jahrhundert von Camillo Morigia geschaffenen Grabmales und dem erhabenen Ernst des Dichters, den es verherrlichen soll. Aber greller ist der seelische Gegensatz zwischen der geschlossenen Persönlichkeit Dantes und der inneren Zerrissenheit seiner heutigen Verehrer.

Sogar unter denen, die vor denselben Altären knien wie er, ringen sehr viele mit quälenden Zweifeln und fühlen sich wie lahme Krüppel gegenüber der ungebrochenen Kraft seines Willens. Nur wenige machen den Versuch, ihr ganzes Denken, Lieben und Handeln harmonisch in ihre Glaubenswelt einzuordnen. Das Leben der Mehrzahl ist Stückwerk, kurz-sichtiger Dienst unaufhörlich wechselnder Forderungen, über die nur zuweilen Erinnerung und Hoffnung einende Bogen spannen.

Bei den nichtkatholischen Bewunderern Dantes ist der Zerfall der Persönlichkeit meistens viel weiter fortgeschritten. Sie meinen mit Faust zu wissen, daß wir nichts wissen können. Es klingt ihnen völlig fremd, daß in einem Menschen Religion und Wissenschaft, Moral und Staatskunst, Metaphysik und Liebe eins sein sollten. Erst als der Weltkrieg ihnen auch den äußeren Zusammenhalt der Teile zerschlug, in die sie ihr Leben gespalten hatten, erwachte unwiderrücklich die Sehnsucht nach einem leuchtenden Gedanken, der den Sinn all der Mühen und Enttäuschungen begreiflich machen und die durcheinanderwogenden Kräfte zum Aufbau einer besseren Welt ordnen könnte.

Dante hat die Einheit, nach der wir alle verlangen, großartig verwirklicht. Von höherem Gegenwartswert als seine gestaltungsmächtige Phantasie, sein Himmel und Erde durchflürmender Geist, sein ungebeugter

Heldenwille ist die geniale Kraft, die all sein Schauen und all sein Streben, seine ganze Innenwelt und seine ganze Umwelt zu der wunderbaren Geschlossenheit seines Menschentums schöpferisch verbunden hat¹.

Die Liebe ist vielleicht nicht der am meisten charakteristische, aber sicher der rätselhafteste Zug seines Wesens. Wer ist die Pietra der Kanzonen? Wer die Matilda des Fegefeuers? Wer die mitleidige Gentildonna des Neuen Lebens? Wer ist Beatrice? Man mag streiten, wieviel an diesen Gestalten menschliche Wirklichkeit, wieviel allegorische Verkörperung ist: niemand wird leugnen können, daß die Worte, in denen Dante von ihnen spricht, ein stark und innig liebendes Herz verraten. Zuweilen lodert wild das Begehrn der Sinne auf, aber der Zug zum Geistigen, zu ehrfürchtiger Bewunderung und reiner Seligkeit herrscht entschieden vor. Um Beatrice schwaben alle Zauber jungfräulicher Anmut und heiliger Würde. Vor dem neunjährigen Kind im blutroten Kleide, vor der jungen Frau, die grüßend vorüberschreitet, vor ihrer blühenden Leiche auf schwarzer Bahre hebt dem Dichter das Herz, versagt ihm die Zunge, umdunkelt sich sein Auge, aber zugleich trägt ihn ihr Anblick zu Gott, und immer erscheint sie ihm als „ein Wunder, dessen einzige Wurzel die wunderbare Dreieinigkeit ist“ (VN 29).

Nach dem Tode der Geliebten suchte Dante Trost in der Philosophie. Er las Boethius und Cicero und folgte mit glühender Seele dem Schwarm der Studierenden, der in die hohen Schulen der Dominikaner und Franziskaner strömte. „Und so begann ich“, schreibt er über die Philosophie, „in der kurzen Zeit von etwa 30 Monaten so sehr ihre Süßigkeit zu fühlen, daß die Liebe zu ihr jeden andern Gedanken verjagte und zerstörte“ (C 2, 13). Aber immer wob Beatrice einen verklärenden Schimmer um die dünnen Folianten, und ihre Stimme tönte wie Nachtigallenflug in die scharfsinnigen Disputationen. Nicht nur fühlte sich Dante durch die Selige zur Ergründung aller Wissenstiefen angetrieben, die Philosophie selber nahm die Züge der geliebten Toten an und ward ihm nun herrlich über alle Erdensfrauen, „Tochter Gottes und Königin des Weltalls“ (C 2, 13). Philosophie und Liebe waren eins geworden.

¹ Stellen aus dem „Gastmahl“ und aus der „Monarchie“ gebe ich nach den Übersetzungen von Sauter (Freiburg i. Br. 1911 und 1913), Stellen aus den übrigen Werken Dantes nach der Parallelausgabe von Boozmann (Freiburg i. Br. 1908). VN = Vita Nuova, C = Convivio, M = Monarchia, I = Inferno, Pu = Purgatorio, Pa = Paradiso.

Die Einheit wurde auch durch die Theologie nicht zerrissen, obwohl Dante sich zwischen den christlichen und außerchristlichen Philosophen seines Zeitalters mit großer Freiheit bewegte. Den Aristotelisch-Thomistischen Anschaulungen zog er oft Platonisch-Augustinische vor, und arabische Gedanken-gänge haben auf ihn weit stärker gewirkt, als man noch vor kurzem ahnte. Aber er wußte, daß es trotz der Mehrheit philosophischer Schulen nur eine philosophische Wahrheit geben kann, denn die wahre Philosophie wohnt in Gott, „fast wie in einer ewigen Ehe“ (C 3, 12). Wie sollte sie also der Theologie, deren Lehren ja aus derselben göttlichen Quelle fließen, jemals widersprechen können? Die Vielheit philosophischer Meinungen beweist nur die Unzulänglichkeit menschlichen Forschens. Erst wenn die Theologie den Geist durch die gnadenvollen Offenbarungen Gottes erleuchtet, findet er den Weg zur vollen Wahrheit, in der er zu ruhen verlangt wie das Wild im Dicicht (Pa 4, 127). Die Vernünftigkeit des Glaubens an die Offenbarung wird durch die Philosophie gesichert (C 3, 7).

Mit Philosophie und Theologie schließt nun die Liebe einen seligen Bund. Was die Gelehrten der Ordensschulen aus der Summa des hl. Thomas erklären, gewinnt für Dante einen himmlischen Klang. Es ist ihm, als ob aus den Reihen der Seligen Beatrice zu ihm niedersteige, ihn lehrte, was sie in Gottes Unendlichkeit schaut, und ihn mit wachsender Sehnsucht dorthin zöge, wo sie selber lebt, „die glorreiche Frau“, in die seine Seele „verliebt war, solange sie stritt“ (C 2, 9).

Einen treffenderen Ausdruck als „sie stritt“ hätte er nicht wählen können. Er war nicht zufrieden, in Philosophie und Theologie die Wahrheit zu erkennen, es drängte ihn, was er gesehnt hatte, in Taten umzusetzen. Schon die 4. Abhandlung des „Gastmahls“ erweist seine Vorliebe für die praktische Philosophie, die Ethik. In der „Monarchie“ wagt er den Versuch, die Weltpolitik von den höchsten philosophischen und theologischen Gesichtspunkten aus zu bestimmen. Es kommt hier nicht darauf an, daß er sich dabei im einzelnen auf manche unhaltbare Geschichtsbetrachtung und auf irrite Deutungen der Heiligen Schrift stützt: seine Grundauffassung der geistlichen und weltlichen Gewalt und des Verhältnisses beider Gewalten zueinander ruht auf den sichersten Ergebnissen der Philosophie wie der Theologie.

Und in der „Göttlichen Komödie“ tritt Beatrice auch in diesen ihr scheinbar so fremden Kreis. Sie wird als Führerin der Menschheit zu Gott ein Sinnbild des Papsttums und sie reicht dem Kaiserthum die ewige

Krone. Wo sie zum letztenmal mit Dante spricht, zeigt sie ihm in der Himmelsrose den Thron, der auf Heinrich VII. wartet (Pa 30, 133—138).

Von ihm hatte Dante eine Zeitlang die Verwirklichung seiner politischen Ideale erhofft. Mit feurigen Worten beschwor er ihn, den Jammer Italiens zu enden, und beschwor er Italien, im „gnadenreichen Heinrich“ den von Gott gesandten Bräutigam zu sehen. Vergebens. Der kühne Luxemburger starb zu früh, Italien verkannte wieder einmal seine Bestimmung, und Florenz, in dessen Gemeinwesen Dante sieben Jahre lang tätig gewesen war, hielt ihm seine Tore auf immer verschlossen. Jeder Anteil an der unmittelbaren Gestaltung der wirklichen Welt war ihm genommen. Aber gestalten mußte er, was als Liebe in seinem Herzen brannte und als höchste Erkenntnis strahlend vor seiner Seele stand.

Er gestaltete es zu einer unsterblichen Dichtung. In die „Göttliche Komödie“ faßte er seine Philosophie und seine Theologie, seine Politik und seine Liebe einheitlich zusammen. Ebenso bescheiden als richtig hat er im „Gastmahl“ seinen Platz gewählt: nicht „am Tische, wo man das Brot der Engel isst“, sondern „zu den Füßen derer, die daran sitzen“, damit er aufhebe, „was ihnen zu Boden fällt“ (C 1, 1). Er ist kein ursprünglicher Denker, sondern ein geistvoll wählender Sammler fremder Gedanken. Er ist auch nicht immer imstande, seine Begriffe in künstlerischen Gebilden rein zu verkörpern, sondern manchmal spricht statt des Dichters bloß der Gelehrte.

Aber keinem ist es so vollkommen gelungen wie ihm, das gesamte Wissen und Leben einer großen Zeit mit den stolzesten Träumen des Herzens, dem bittersten Kummer und der zartesten Sehnsucht dichterisch zu vereinen. Diesen heißpiellosen Erfolg verdankt er der leidenschaftlichen Gewalt, mit der seine Feuerseele alles erfahrt, und der sprachlichen Meisterschaft, mit der er Worte und Bilder von unerhörter Leuchtkraft prägte.

Die tiefste und stärkste Wurzel seines Denkens, Dichtens und Liebens hat Dante bloßgelegt, als er am Ende seiner Tage wehmütig wie von einer unerfüllbaren Hoffnung von seiner Dichterkönung an der heiligen Stätte sprach, wo er durch die Taufe ein Kind der katholischen Kirche geworden war (Pa 25, 1—12). Auch von Dante muß gesagt werden, was August Wilhelm Schlegel von Calderon sagte, daß die Religion das Herz seines Herzens war.

Wenn er durch die Gedankenwelt der antiken, christlichen und arabischen Philosophen schweifte, wenn er sich mit der Literatur des klassischen Altertums wie mit den Werken italienischer, provenzalischer und französischer

Dichter vertraut mache, wenn er auf jahrelangen Wanderungen Natur und Kunst und Menschen aller Art kennenlernte, so ward ihm der ganze Ertrag dieses Forschens und Schauens wie von selbst zu Bausteinen eines heiligen Domes. „Alle Jahrhunderte und alle Formen“, schreibt Francesco de Sanctis, „haben zu diesem Riesenbau beigetragen, sind in ihm verschmolzen und getauft und alle von einem Geiste beseelt, dem Geiste des Christentums“ (Storia della letteratura italiana, 20. Auflage, I [Neapel 1912] 154).

Wie die weltlichen, so waren erst recht die theologischen Studien für Dante keine bloße Bereicherung seiner Kenntnisse, sondern eine Pilgerfahrt zu Gott. „Zu ihm heimzukehren“, sagt er im „Gastmahl“, „strebt die Seele am meisten an“ (C 4, 12). Dante selber war im eigentlichen Sinn der Wanderer, den dieses berühmte Kapitel schildert, der Mensch voll Sehnsucht, „der auf unbekannter Straße einherschreitet und jedes Haus, das er aus weiter Ferne sieht, für eine Herberge hält, und sein Vertrauen, wenn er sich getäuscht sieht, auf ein anderes setzt und so von Haus zu Haus pilgert, bis er zur Herberge kommt“.

Ebenso war in den politischen Ansichten Dantes die Religion der alles beherrschende Gedanke. Die weltliche Gewalt leitet er nicht minder unmittelbar von Gott ab wie die geistliche. Aber er betont, „dass die sterbliche Glückseligkeit doch in gewissem Sinn auf die unsterbliche hingeordnet ist“, und verwahrt sich daher ausdrücklich gegen die Meinung, „als ob der römische Herrscher nach gar keiner Richtung unter dem römischen Papste stehe“ (M 3, 16). Gaspari weist darauf hin, wie tief Dante die Beleidigung des Papsttums durch Philipp den Schönen empfand, „obgleich sie in der Person desjenigen geschah, den er in die Hölle setzte“ (Geschichte der italienischen Literatur I [Berlin 1885] 327). Diese Auffassung findet ihre höchste Bestätigung durch Papst Benedikt XV., der in seiner Dante-Enzyklika vom 30. April 1921 schreibt: „Was immer er als zorniger Tadler mit Recht oder mit Unrecht der Hierarchie vorgeworfen hat, nie wollte er die der Kirche gebührende Ehre und die Unterwerfung unter die oberste Schlüsselgewalt auch nur im geringsten beeinträchtigt wissen“ (Acta Apostolicae Sedis XIII [Rom 1921] 214).

Dass Dante die Forderungen seines Glaubens, die er so unerbittlich aussprach, auch in sich selber ernst zu verwirklichen strebte, beweisen viele Seiten seiner Dichtungen. Den schweren inneren Kampf, den die „Göttliche Komödie“ widerspiegelt, begann er im Walde der Sünde (I 1, 1—3). Das

Gespräch mit Forese Donati lässt ahnen, was durch einige Akanzonen und andere Nachrichten bestätigt wird, daß Dante sich von dem lockeren Treiben gewisser Florentinischer Adelskreise nicht immer frei gehalten hat (Pu 23, 115—117). Aber Leid und Liebe läutern seine Seele, bis er unter Tränen seine Schuld bekennet und in der Beichte Vergebung und Mut zu einem neuen Leben findet (Pu 31).

So fest war diese seelische Umwandlung mit seiner Liebe zu Beatrice verwachsen, daß er die sittlich erhebende Macht der Religion gerade in dieser geheimnisvollen Frau am herrlichsten verkörpert sah. Schon das erste Sonett des „Neuen Lebens“ sagt, daß bei ihrem Anblick Hochmut und Zorn — seine am stärksten ausgeprägten Charakterfehler — entwaffnet werden. Um Beatrice zu gefallen, trennte er sich von dem „gemeinen Haufen“ (I 2, 105). Sie ward ihm zum Sinnbild der göttlichen Gnade, die ihn aus der Knechtschaft des Bösen in die lichte Freiheit Gottes führte (Pa 31, 85). Und als er am Ende seines Liedes (Pa 31, 88—90) sie ansiehte:

In mir bewahre deine Gnadenfülle,
Daß meine Seele sich, die du geheilt hast,
Dir wohlgefällig löse aus der Hölle —

da hatte er die Hoffnung der fernen Jugend (VN 42), von Beatrice zu sagen, „was noch von keiner jemals gesagt worden ist“, glänzend erfüllt.

So ist Dante die lebendige Verkörperung der Einheit von Wissen und Glauben, von Denken und Dichten, von Beten, Arbeiten und Lieben. Wie ein gotischer Domturm des hohen Mittelalters ragt der gewaltige Mann über die Jahrhunderte: die wichtigsten Quadern wie das feinste Zierwerk sind von dem einen Gedanken zusammengehalten und emporgetragen, den auf der Spize die Kreuzblume kündet.

Darum vermochte Dante so unerschütterlich den Stürmen zu trotzen, die ihn ohne Unterlaß umbrausen, seit er mit 37 Jahren durch politisches Mißgeschick Vermögen, Heimat und Familie verloren und als armer Verbannter seine lebenslange Irrefahrt begonnen hatte, den Feuertod vor Augen, wenn er es wagen würde, Florenz wieder zu betreten, im Herzen die Sehnsucht nach Weib und Kind, lodernden Zorn und nagende Neue. All das überwand er nicht nur, an all dem wuchs er zur Größe. Statt an Gott, wie so viele Unglückliche unserer Tage, irre zu werden, fand er in Gott die versöhnende Einheit und die unversteckbare Kraft seines Lebens. Garducci war gut beraten, als er die Danteprofessur an der römischen Sapienza

für unvereinbar mit freimaurerischen Anschauungen hielt und am 25. September 1887 an den Großmeister Adriano Lemmi schrieb: „Per mè la grandezza di Dante non esce dallo stretto Cattolico“ — Dantes Größe ist durch und durch katholisch.

Und wir, deren Seelen von Trauer über das Schicksal unseres Vaterlandes umdüstert und von tausend wirren Stimmen, die Rettung versprechen, umschwirrt sind, wir wollen nie vergessen, daß wir dem wahren Heil nur soviel näher kommen, als wir nach der inneren Geschlossenheit streben, die wir an Dante bewundern. Sie ist kein Vorrecht des Genies, sondern ihrem Wesen nach die ewige Forderung jedes echten Menschentums. Wem wenig gegeben ward, der darf dieses Wenige erst recht nicht zerflattern lassen. Und gerade weil den meisten unserer Zeitgenossen diese Einheit so völlig fehlt und so bitter notwendig ist, nennt Papst Benedikt XV. Dante „weit moderner, als irgendeiner von den neuen Sängern des alten Heidentums ist, über das Christus am Kreuze gesiegt hat“ (Acta Apostolica Sedis XIII [Rom 1921] 216).

Jacob Overmans S. J.